Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 18 Lemberg, am 5. Wonnemond (Mai) 1929

Zur Höhe

Roman von Elsbeth Borchart.

2)

Er hätte ebensogut einen Funken in ein Pulverfaß werfen können; die Wirkung wäre ziemlich die gleiche gewesen. Darum lieber noch etwas hinausschieben, so lange es anging, vor allem, sich nicht die heutige glückliche Stimmung verderben.

Eine kleine, vorübergehende Beeinträchtigung mußte sie sich allerdings gefallen lassen, denn Bruchhausen hatte sich vorgenommen, heute mit seiner Vergangenheit zu brechen.

Zu diesem Zweck setzte er sich an seinen Schreibtisch. Seine große Dogge Silus, so genannt wegen deren Stumpfnase, legte sich ihm zu Füßen und beobachtete gespannt die Manipulationen, die nach seines Herrn Meinung nötig waren, um in einer einzigen Stunde mit einer ganzen Vergangenheit zu brechen. Seine großen, klugen Augen hefteten sich auf dessen Hände und verfolgten scharf jede Bewegung.

Bruchhausen sonderte Papiere, gewisse kleine Billettdoux, die von allerhand Abenteuern Zeugnis ablegten. Es war ein recht ansehnliches Päckchen geworden, das sich vor ihm aufgehäuft hatte.

Er nahm es fest in die Hand, stand auf und trat damit zum Ofen, in dem ein helles Feuer flackerte.

Silus folgte ihm und sah so aufmerksam zu, als könnte er für sich einen Nutzen daraus ziehen.

Ein zartes Briefchen nach dem andern überantwortete Bruchhausen dem Flammentode und war so eifrig in dieses Spiel vertieft, daß er den Eintritt Fräulein Amalies überhört hatte.

Fräulein Amalie aber stand regungslos an der Tür, starr die Augen geradeaus gerichtet. Dort sah sie „ihren Baumeister" vor dem Ofenloch stehen und dasselbe mit Papieren, deren Farbe und Format verräterisch aussahen, füttern. Das war ein böses Zeichen und verursachte ihr Herzbeklemmung.

Da gab Silus einen knurrenden Laut von sich. Bruchhausen wandte sich um, und als er Fräulein Amalie sah, zuckte er ein wenig erschreckt zusammen, wußte sich jedoch sofort ein harmloses Aussehen zu geben.

„Wünschen Sie etwas?" fragte er freundlich.

„Ich wollte Herrn Baumeister nur — diesen Brief abgeben, den der Briefträger in den Kasten gesteckt hatte."

„Ah, so — na, danke — bin eben dabei, bezahlte Rechnungen zu verbrennen," sagte der Regierungsbaumeister, nahm Fräulein Amalie das rosafarbene Briefchen aus der Hand und legte es auf seinen Schreibtisch. Am liebsten hätte er es sofort den anderen Papieren in den Ofen nachgeworfen, doch er unterließ das klugerweise.

„Befehlen der Herr Baumeister sonst noch etwas?" fragte die Wirtschafterin unterwürfig.

„Nein danke — das heißt — ich möchte meinen besten Anzug — sagen wir Frack und weiße Weste — zurechtgelegt haben. Ich will nachher ausgehen."

„Der Herr Baumeister wollen eine Visite machen?"

„Ja."

„Jetzt — sofort?"

„Ich habe vorher noch einiges hier zu Hause zu erledigen. Sorgen Sie, bitte, daß ich ungestört bleibe."

Der Wink war deutlich, und langsam verließ Fräulein Amalie das Zimmer.

„Es ist etwas im Anzug, das lasse ich mir nicht ausreden," murmelte sie draußen vor sich hin. „Schöne Rechnungen — das kann er anderen weiß machen. Verheimlicht er mir etwas, ich komme ihm schon auf die Spur, und wehe, wenn ich richtig ahne!"

Bruchhausen hatte unterdessen den Rest in die Flammen geworfen und ging zum Schreibtisch zurück.

Silus folgte ihm wiederum getreulich.

Er streckte die Hand nach dem rosafarbenen Brief aus und machte eine Bewegung nach dem Ofen zu.

Da knurrte der Hund abermals.

„Was hast du, Silus? — Meinst du, daß es besser wäre, erst Kenntnis von dem Inhalt zu nehmen?"

Wieder ein Laut der Hundesprache.

„Du hast recht, getreuer Pylades. Sehen wir, was und wer es ist."

Er ließ sich in seinen Stuhl fallen, schnitt den Brief auf und las.

„Liebster, einziger Schatz — warum bist Du gestern nicht gekommen? Ich verzehrte mich in Sehnsucht nach Dir und machte mir die schrecklichsten Gedanken über Dein Nichtkommen. Wenn es Dir irgend möglich ist, komme heute.

Deine Marta Wendt."

„Was tun? spricht Zeus." Zu ihr gehen, ihr die Sache klarlegen? — Das würde einen häßlichen, peinlichen Auftritt geben, und er haßte Auftritte. Ihr schreiben? Dann bekäme sie es fertig, exzentrisch, wie sie veranlagt war, und rannte ihm die Bude ein, oder liefe zu seiner Braut, um ihr zu sagen, daß sie eigentlich seine rechtmäßige Braut war, oder beginge noch Tolleres. — Die Sache ganz mit Schweigen übergehen, ging erst recht nicht an.

Solch ein Hindernis war die kleine Putzmacherin, die es so ernst mit ihm nahm. Lächerlich eigentlich, doch die Mädchen bilden sich in diesem Punkte oft die größten Schwachheiten ein. — Wie sie nun los werden, auf die beste und bequemste Art? Da war guter Rat teuer.

Bruchhausen stöhnte laut auf. Hier saß er in der Klemme und wußte sich nicht daraus zu befreien.

Halt! — Ein Gedanke!

„Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los," zitierte er mit Galgenhumor.

Er hatte immer ein bißchen darauf losgelebt. Doch von heute an mußte es anders werden, mußten die alten Torheiten ein Ende haben.

Es war ein schon oft von ihm angewandtes Mittel, Hinausschieben — die Erklärung hinziehen.

Er griff zur Feder und schrieb:

„Liebes Herz! Gestern nachmittag erhielt ich plötzlich eine wichtige Nachricht von zu Hause und muß noch heute abreisen. Fünf bis sechs Wochen werde ich wohl fortbleiben müssen. Schreibe mir unterdes nicht, sobald ich zurück bin, erhältst Du Nachricht. Dein G. B."

Froh, etwas gefunden zu haben, das ihm die fatale Angelegenheit vorläufig aus dem Gesichtskreise brachte — später würde er vielleicht ein wirksameres Mittel finden, sich die Kleine ganz vom Halse zu schaffen —, schloß er den Brief in ein Kuvert und adressierte. Wenn er fortging, wollte er ihn selbst in den Briefkasten befördern.

Wieder in bester Laune, begab er sich in sein Schlafzimmer, um Toilette für den Besuch bei seiner Braut zu machen.

Fräulein Amalie hatte das Gewünschte sorglich wie immer zurechtgelegt, er brauchte nur hineinzuschlüpfen. Doch wenn man zu seiner Braut geht, legt man mehr Gewicht auf sein Aeußeres als gewöhnlich. Das Haar war noch immer nicht tadellos gebürstet — auf dem Frackärmel saß noch ein winziges Stäubchen.

Horch! Was war das? — Ein seltsamer Ton aus dem Nebenzimmer. — Aha, er hatte Silus allein in seinem Arbeitszimmer gelassen, und das wurde ihm ungemütlich.

Mitleidig öffnete er die Tür und trat ein. Zu gleicher Zeit wurde die Tür nach dem Korridor geschlossen. Jedenfalls war Fräulein Amalie drin gewesen.

Silus sprang an seinem Herrn empor und benahm sich äußerst auffällig durch Knurren und Winseln.

„Was hast du nur schon wieder, Silus? Du bist ja heute wie ausgewechselt.“

Silus sprang zum Schreibtisch, stellte sich auf die Hinterfüße und schnupperte mit seiner Stumpfnase auf der Platte herum.

„Aha, du willst mich an den Brief erinnern! Brav von dir, mein Freund. Ich hätte ihn auch in der Aufregung liegen gelassen.“

Damit nahm er den Brief und steckte ihn zu sich. Sekundenlang suchten seine Blicke auf der Platte nach dem anderen Brief, den er erhalten hatte; er war nicht mehr dort. Jedenfalls hatte er ihn eingeschlossen oder auch in einer erklärlichen Erregung in den Ofen geworfen. Er entsann sich nicht mehr, es bekümmerte ihn auch weiter nicht. Sein Herz drängte ihn fort.

Silus wollte ihm folgen, doch er schob ihn zurück.

„Ich kann dich heute nicht mitnehmen, bleibe bei Fräulein Amalie und betrage dich anständig.“

Im Korridor stand Fräulein Amalie mit dem Ueberzieher hilfsbereit.

„Wann werden der Herr Baumeister wieder zurück sein?“

„Erwarten Sie mich heute nicht, ich — habe mich mit einigen Freunden verabredet.“

„So, so — na schön.“

„Adieu.“

„Adieu.“

Ein lustiges Liedchen trällernd, stieg Guido Bruchhausen die Stufen hinab. Draußen schien die Sonne mild und freundlich.

Bei einem Juwelier Unter den Linden kaufte er die beiden Ringe von schwerem Golde und bei einem Blumenhändler ein kostbares Bukett. Damit betrat er die Wohnung seiner Braut.

Er fand Isa heute noch berückender und schöner. Sie kam ihm mit strahlender Freude entgegen.

„Denke dir nur, Schatz, welch freudige Ueberraschung!“ rief sie ihm zu.

„Was gibt es denn? Du bist ja ganz aufgeregt, und ich glaubte —“

„Was glaubtest du?“

„Daß deine freudige Stimmung — meinem Kommen galt.“

„Ach — du — aber selbstverständlich — ich konnte dein Kommen ja kaum erwarten.“

„Wirklich, Schatz?“

„Wirklich, Guido.“

„Und was gibt es sonst noch?“

„Thea, die wir gestern so schnöde verlassen hatten, war heute schon ganz früh bei mir —“

„So? Wollte sie dich zur Rede stellen?“

„O nein, nein, sie glaubte ja — sie hätten sich uns gegenüber unverantwortlich benommen — sie waren aber so vertieft — ja denke dir nur, Thea hat sich gestern ebenfalls auf dem Eise verlobt.“

„Ach, mit wem denn? Mit Könningen etwa?“

„Nun natürlich.“

„Alle Wetter! Dieser Duckmäuser!“

„Hast du das gegenseitige Interesse nicht längst gemerkt?“

„Keine Spur, war ja mit meinen eigenen Angelegenheiten so überaus beschäftigt — Isa — Süßes, Geliebtes — wie konnte ich noch andere Interessen haben!“

„Thea ist so glücklich,“ sagte Isa und entzog sich mit Erröten seinen Armen.

„Wir gönnen es ihr.“

„Ach, wie sehr!“

„Und was sagte denn deine Herzensfreundin zu uns beiden?“

„Sie war rein närrisch vor Freude und meinte —“

„Nun? Was denn?“

„Sie trüge ein wenig Schuld daran.“

„Wieso?“

„Sie habe dir verraten, um welche Zeit wir auf dem Neuen See zu laufen pflegen.“

„Das stimmt.“

„Die Böse!“

Er lachte. „Einen Schutzengel müssen zwei Liebende haben, sonst kommen sie nicht zusammen. In diesem Falle war es deine Thea.“

Bruchhausen wurde eingeladen, zu Tisch zu bleiben, was er mit Freude und Dank annahm. Eigentlich hatte er mit Bestimmtheit darauf gerechnet, den heutigen Tag in der Familie seiner Braut zubringen zu dürfen.

Was sich Brautpaare stets so vieles und wichtiges zu erzählen haben, ist anderen, die sich nicht in dem gleichen glücklichen Verhältnis befinden, zwar unbegreiflich, doch müssen sie die Tatsache anerkennen. Isa und ihr Bräutigam waren auch nie um einen Gesprächsstoff verlegen, und als Bruchhausen spät abends Abschied nahm, da wußte er kaum, wie schnell die Zeit verflogen war. — — —

Einige Wochen voll Glückes waren für die beiden jungen Brautpaare vergangen. Am gleichen Tage, zu gleicher Stunde hatten sie sich gefunden — zwei Freunde und zwei Freundinnen. Das war ein starkes Band, das sie zusammenhielt. Die Freundinnen konnten nicht müde werden, ihre Gedanken und Gefühle auszutauschen und über allerhand Ausstattungsangelegenheiten zu beraten, und auch die beiden Männer führten manches ernste Gespräch über ihre Zukunft.

Bruchhausen war von Hause aus reich, und außerdem war er als Regierungsbaumeister bereits besoldet. Isa brachte zwar außer einer reichen Ausstattung, das war die Hälfte des mütterlichen Vermögens — die andere Hälfte war zum Teil für Axels Studium verausgabt worden — kein Vermögen mit, doch war das in diesem Falle unnötig. Die Mittel Bruchhausens erlaubten ihm, einen komfortablen Haushalt zu führen. Deshalb wünschte er die Hochzeit so schnell wie möglich und hatte sie für den Monat September in Aussicht genommen.

Anders und weniger günstig stand es mit Thea und Könningen. Letzterer mußte erst seine Anstellung abwarten, um heiraten zu können, denn seine Braut besaß leider kein nennenswertes Vermögen und er erst recht nicht. Unter Umständen konnte es also noch recht lange dauern, aber sie waren voller Zuversicht und guten Mutes. „Und wenn wir nach Schrimm, Schroda und Bitterfeld kämen, das soll uns gleich sein, wenn wir nur bald am Ziele sind,“ sagten sie und sahen sich voll Zärtlichkeit in die Augen.

Eines Tages saßen Isa und ihr Bräutigam in dem gemütlichen altdeutschen Eßzimmer. Es war kurz vor dem Mittagessen, wozu Bruchhausen geladen war.

Der Geheimrat Renatus sowie Axel waren noch im Ministerium, und Frau Renatus sah nach der Küche. Wenn sie auch eine vorzügliche Köchin besaß, so ließ sie sich doch nie nehmen, selbst nach dem Rechten zu sehen.

„Ich gehe jetzt bei Mutti und der Köchin fleißig in die Lehre,“ sagte Isa zu ihrem Bräutigam, „und später sollst du es praktisch erfahren, wie ich alles gelernt habe.“

Er nahm ihre Hände, küßte sie und sah ihr dann voll zärtlicher Leidenschaft in die Augen.

„Die feinen, zarten Hände sollen sich niemals in den Dienst der Küche stellen. Dazu sind bezahlte Kräfte da.“

„Nun ja,“ lachte Isa fröhlich auf, „wir werden eine Köchin halten, das gehört schon zum guten Ton, aber ich glaube — ich werde ihr wohl manchmal ins Handwerk pfuschen, denn, sieh mal — erstens muß eine Hausfrau sich um ihre Wirtschaft kümmern, und zweitens — nun, ich denke, es würde dir auch — besser schmecken — wenn ich selbst —“

„Selbstverständlich, du Süße — was du eigenhändig bereitet hast — wird schon — darum —“

„Nicht nur darum — nein, es soll auch etwas Ordentliches werden, verlaß dich darauf,“ fiel sie ein.

„Hör' mal, Isachen,“ erwiderte er und schlang zärtlich seinen Arm um ihre Schultern. „Diese Seite an dir kenne ich noch gar nicht — ich meine die wirtschaftliche. Es kam mir bisher so vor, als wenn du allein in Kunst und Wissenschaft aufgingest. — Nun sehe ich, daß ich im Irrtum war; aber ich denke, es wird dir trotzdem nicht unangenehm sein, wenn ich dir eine bewährte Kraft zur Seite stelle, eine Kraft, auf die du dich ganz und gar verlassen kannst.“

„Was meinst du damit, Guido?“

„Nun — zum Beispiel — hm, hm — wenn — zum Beispiel — wenn meine Wirtschafterin auch ferner —“

„Deine Wirtschafterin?" wiederholte sie voll Staunen. „Ich verstehe dich nicht — du willst damit doch nicht sagen, daß du sie nach unserer Verheiratung noch behalten willst?"

„Allerdings — ich glaubte — dir einen Gefallen zu tun," antwortete er etwas kleinlaut.

„Einen Gefallen? Sei nicht böse, Guido, ich erkenne deine Fürsorge wohl an, aber in diesem Falle — du hast wohl nicht darüber nachgedacht —"

„Worüber?"

„Was daraus entstehen kann. Deine Wirtschafterin hat jahrelang die Oberherrschaft in deinem Hause gehabt und wird sie nicht gutwillig abgeben. Ich aber gehöre nicht zu den Naturen, die sich einer dienenden Person unterordnen können. — Ist dir nun klar, welche Folgen daraus erwachsen können?"

„Ja, Schatz — es dämmert mir, doch — eine Frage gestatte mir und beantworte sie mir ehrlich: Fräulein Amalie ist dir nicht sympathisch?"

Ueber Isas Wangen ergoß sich eine dunkle Glut. Neulich war sie mit ihrer Mutter zum ersten Male in dem Heim ihres Bräutigams gewesen. Die Wirtschafterin hatte sie mit zuvorkommender Unterwürfigkeit begrüßt, und ihr Benehmen hatte nichts zu wünschen übrig gelassen. Und doch war es Isa unter dem stechenden, lauernden Blick der kleinen Augen bange geworden, sie wußte selbst nicht, warum. Sie hatte keinen angenehmen Eindruck mit heim genommen, doch da sie geglaubt hatte, nie etwas mit dieser Person zu tun zu haben, war der Eindruck bald verwischt. Erst ihres Bräutigams Absicht und Frage brachten das unangenehme Gefühl von neuem hervor, und sie schwieg, bestürzt darüber.

„Du schweigst, Herz —"

„Sei mir nicht böse, Guido — vielleicht — kränkt es dich —"

„Nein, nein — sage offen deine Meinung: Sie ist dir unsympathisch?"

„Ja, Guido — verzeih."

„Das allerdings gibt den Ausschlag."

„Du zürnest mir, und — ich könnte mich selbst deswegen schelten — ich weiß auch kaum meine Abneigung zu begründen — sie ist eben da und —"

Guido hatte nachdenklich und verstimmt vor sich hingesehen, ohne zu antworten.

„Nun habe ich dich doch gekränkt," sagte sie traurig und berührte seinen Arm.

„Nein, Liebling, das hast du nicht — ich überlege nur, wie ich am besten die Sache — ändere —."

„Du hast ihr schon Hoffnungen deshalb gemacht?" fragte Isa enttäuscht.

„Nein!" Er log wider besseres Wissen. „Aber vielleicht nimmt sie es an. Ich muß sie darüber aufklären — ich — ich werde ihr schon zum ersten Juli kündigen. Ich behelfe mich so lange — im Juli und August werden wir ja ohnehin verreisen —"

„Guido — es wird dir schwer —"

„Nein — nein — ich bin ihr zu Dank verpflichtet und werde das auf andere Weise gut machen. Jedenfalls — jetzt sehe ich es ein — darf sie nicht in unseren jungen Haushalt hinüber — es taugt nichts. Ich bin dir dankbar, Schatz, daß du mich das rechtzeitig hast erkennen lassen."

Der Eintritt von Frau Renatus unterbrach das Gespräch, und sie kamen auch den ganzen übrigen Tag nicht mehr auf den Gegenstand zurück.

Doch Bruchhausen hatte die Angelegenheit keinen Augenblick verlassen. Er befand sich wieder einmal zwischen zwei Feuern, von denen er nicht wußte, welches stärker brennen würde. Die letzte, seiner Braut gegenüber ausgesprochene Entscheidung mußte jedoch bestehen bleiben, und er suchte sich innerlich dazu Mut zu machen.

Dieser Mut sank erheblich, je näher er den heimischen Penaten kam, und er war froh, daß es Abend war und die Sache sich wenigstens noch bis morgen hinausschieben ließ.

Am nächsten Tage raffte er sich außerordentlich zusammen, aber der helle Schweiß stand ihm auf der Stirn, als er seine Wirtschafterin auf allerhand Hinter- und Umwegen zum Verständnis seines Wunsches zu bringen suchte.

Fräulein Amalie verstand zuerst auch absolut nicht, oder sie wollte nicht verstehen. Mit einem Male wurde sie leichenblaß.

„Der Herr Baumeister wollen mich fortschicken?"

Sie fragte das mit so eigenem Tone, so durchbohrendem Blicke, daß es Bruchhausen eiskalt überlief.

„Es tut mir aufrichtig leid — aber — Sie werden doch einig[illegible] —" stotterte er ganz hilflos und verwirrt.

„Ich hatte mir die Sache zuerst nicht überlegt," fuhr er ruhiger fort — „in meinem Hause können nicht zwei herrschen, und Sie würden sich gewiß nicht einer jungen, unerfahrenen Frau unterordnen wollen. Das ist mir nach und nach klar geworden. — Ich habe, als ich Ihnen von meiner Verlobung Mitteilung machte, die Hoffnung ausgesprochen, daß wir auch fernerhin zusammenbleiben würden — ein bindendes Versprechen gab ich Ihnen nicht. So aufrichtig leid es mir tut, Sie zu verlieren, so muß ich doch den obwaltenden Verhältnissen Rechnung tragen, und ich hoffe, daß auch Sie nach reiflicher Ueberlegung erkennen werden, daß dies das Beste ist."

„Das Beste? Nun, wie man die Sache nimmt, Herr Baumeister," gab sie mit leisem Hohn in der Stimme zur Antwort. „Jedenfalls trifft mich die Kündigung wie ein Blitz aus heiterem Himmel, denn ich habe geglaubt, daß man — für Dienste — wie ich sie Ihnen geleistet — dankbarer sein müßte —."

Bruchhausen hatte nach seinem Hut gegriffen und empfahl sich kurzerhand, ohne den schwerwiegenden Nachsatz seiner Amalie weiter zu beachten. Er gehörte nicht zu den Menschen, die den Widrigkeiten des Lebens freiwillig die Stirn bieten. Ausweichen — fliehen — das war das bequemste.

In Anbetracht dessen hatte er zur Aussprache mit seiner Wirtschafterin den Zeitpunkt gewählt, wo er, bereits im Ueberzieher, Hut und Stock in der Hand, auszugehen im Begriff stand.

Ein haßerfüllter Blick aus Fräulein [illegible]malies kleinen grünen Augen streifte den Hinausgehenden.

„Zurück, Silus, ich kann dich heute nicht mitnehmen," hörte sie draußen des Baumeisters Stimme. Da öffnete sie die Tür und rief Silus ins Zimmer. Er kam langsam und traurig.

Fräulein Amalie war keine Hundefreundin und hatte sich mit Silus nie mehr, als irgend nötig war, beschäftigt. Heute sah sie in ihm einen Leidensgefährten; er war vernachlässigt, zurückgestoßen, wie sie, und das war alles um ein schönes, stolzes Mädchen, in das er sich verliebt und das er zu seiner Frau machen wollte.

III.

Es war Mitte März. Wilde Stürme waren durch das Land gezogen. Durch alle Fugen und Ritzen waren sie gesaust, als wollten sie den Winter auch aus seinen geheimsten Schlupfwinkeln herausjagen. Und als sie das zur Genüge besorgt zu haben glaubten, zogen sie von dannen, und ein anderer Fürst ergriff Besitz von der Erde, der Frühling. Lind und mild war sein Antlitz, und ein warmer Odem ging von seinem Munde aus. Von diesem Odem berührt, sprangen die dickgeschwollenen Knospen an Bäumen und Sträuchern auf und entfalteten sich.

Auch der Tiergarten zeigte die ersten Spuren beginnenden Werdens. Wie ein grüner, duftiger Schleier lag es über den Bäumen und Sträuchern, es duftete nach den ersten grünen Grashälmchen, nach frischem, feuchtem Erdreich.

Isa und ihr Bräutigam wanderten durch den Tiergarten nach dem Hansaplatz, um Thea zu besuchen.

Sie nahmen nicht den direkten Weg, die Hofjägerallee, sondern schlugen einen Seitenpfad nach dem Neuen See ein.

Frühling und Liebe! Eins der Förderer des andern —. Bruchhausen flüsterte seiner Braut Liebesworte zu.

Vor einigen Wochen hatte der Neue See starr in Eis gelegen, und ihre Herzen hatten sich darauf gefunden. Jetzt zogen die Wellen frei und ungehindert durch das werdende Grün, und Kähne schaukelten sich auf den Fluten.

Wie verändert das Bild auch war, die Erinnerung konnte es nicht verbannen.

(Fortsetzung folgt.)

Paradox.

Wenn ein Weichensteller über harte Arbeit klagt.

Bunte Chronik

Musikalische Fische?

„Stumm wie ein Fisch" sagt das Sprichwort. Ob's richtig ist? Das Sprichwort hütet sich, vom tauben Fisch zu reden. Allerdings neigten Wissenschaftler dazu, anzunehmen, daß der Fisch nicht hören könne. Er hat zwar ein Ohr. Aber diesem fehlt die „Schnecke", die beim Menschen und bei allen höheren Tieren als der eigentliche akustische „Empfänger" gilt.

Was ist überhaupt hören? Kurz gesagt: die Fähigkeit, Schallwellen, die unseren physischen Empfangsapparat treffen, als Ton oder Geräusch wahrzunehmen. Wie sich dieser Vorgang abspielt, ist zunächst immer noch Geheimnis, wie es Geheimnis war, seitdem Menschen denken können.

Vielen dürfte bekannt sein, daß Fischzüchter ihre Zöglinge des nassen Elements durch Läuten einer Glocke zur Fütterungsstelle rufen. Sie reagieren somit auf Schallwellen. In erweitertem Sinne können sie also hören. Dem kann vielleicht erwidert werden, daß nur ein verfeinerter Tastsinn der äußeren Haut des Fisches es ihm ermöglicht, auf die Klänge der Glocke hin sich zu dem Orte zu bewegen, wo die Erschütterung des Wassers durch die Schallwellen am stärksten ist, eben am Fütterungsplatz.

Aber: ein tauber und blinder Mensch wird nicht in der Lage sein, die Erschütterungen der Luft durch den Klang einer Glocke oder sogar durch den Abschuß eines Geschützes benutzen zu können, um an den Ort zu gelangen, an dem das Geräusch (Klang oder Detonation) entstand. Wenn die Fische das im Gegensatz zu diesen blinden und tauben Menschen können, dann haben sie das Vermögen, sich der ausgesandten Wellen bewußt zu werden, sich des Bewußtseins-Eindrucks zu erinnern und des Umstandes, daß die Schallwellen oder genauer: die durch die Schallwellen erzeugten Druckstöße im Wasser und die Stillung ihres Hungers in kausalem Zusammenhang stehen.

Sie tun also nichts anderes als das, was der Hund tut, wenn er auf einen Pfiff zu seinem Herrn eilt. Aus der Wahrnehmung eines bestimmten Geräusches tut er etwas ihm durch Erfahrung als nur diesem Geräusch Entsprechendes. Wir schließen daraus, daß der Hund hören kann. Was also steht im Wege, diesen Schluß bei den Fischen nicht zu ziehen?

Durch Versuche des Münchener Universitäts-Professors Dr. Karl Frisch und dessen Schüler hat sich gezeigt, daß Fische nicht nur auf einen Ton oder eine Geräuschart reagieren. Ein kleiner blinder Wels wurde in kurzer Zeit dahin gebracht, Töne zu unterscheiden. Auf einen bestimmten Pfiff erschien er, auf einen anderen ergriff er ängstlich die Flucht. Mit Ellritzen gestalteten sich die Versuche äußerst fruchtbar.

An ihnen konnte sogar die Hörschärfe gemessen werden. Leise Pfiffe, die ein neben dem Fischbehälter stehender Mensch kaum wahrnehmen konnte, beantworteten sie prompt durch Heranschwimmen oder Flucht.

Die besten Hörer — menschlich gesprochen: die Klügsten — lernten eine Quinte von einer Terz, einer sogar die kleine von der großen Terz unterscheiden, was musikalisch ungeschulte Menschen oft nicht können. In einem Falle konnte ein Fisch so weit musikalisch unterrichtet werden, daß er aus einem Zusammenklang von Tönen den heraushörte, der für ihn von Bedeutung war.

Es ist danach als erwiesen anzusehen, daß Fische nicht taub sind. Ob sie, solange sie sich in ihrem Element befinden, auch Töne erzeugen können, um ihre Genossen zu warnen, sich über Nahrungsmöglichkeiten zu verständigen, sich zu finden? — Wer weiß. — Unmöglich ist es jedenfalls nicht, weil es nicht zwecklos wäre.

Paradoxie der Dankbarkeit

Weit über 70 Jahre alt starb in diesen Tagen in einer stillen Straße in London ein Junggeselle, ein Hagestolz von schmiedeeiserner Dickfälligkeit. Seine Wut auf alles Weibliche war in den letzten Jahrzehnten seines Lebens zu einem fast krankhaften Phanatismus geworden. Kein weiblicher Fuß durfte über seine Schwelle. Der eisgraue Diener, der ihn schon weit über ein Menschenalter betreute, war selber stark an die Achtzig. Als man den Nachlaß des Sonderlings ordnete, entdeckte man ein Testament, wonach das recht erhebliche Vermögen des Erblassers in acht gleiche Teile zu zerlegen war, und zwar erhielt der treue Diener ein Achtel, während der übrige Teil — sieben alten Jungfern, die alle noch in London am Leben sind, zugeschrieben wurde. Man glaubte zunächst, daß der Erblasser bei Abfassung des Testamentes nicht klar bei Verstand gewesen sei, um so mehr, als seine Abneigung gegen alles Weibliche weithin bekannt war. In einem besonderen Schriftstück gab der hartgesottene Hagestolz aber ausführlich die Gründe für die Eigenartigkeit des Testamentes an. Es hieß in diesem Schreiben unter anderem: „Wer mich zu Lebzeiten gekannt hat, mag über meine Schrulle den Kopf schütteln. Aber es ist wahrhaftig keine Schrulle, was ich durch dieses scheinbar merkwürdige Testament dokumentiere. Ueberdenke ich meine irdische Laufbahn, dann muß ich gestehen, daß ich durch eine ungewöhnliche Vorsehung vor einer Unfülle von Aerger, Verdruß und Sorgen bewahrt worden bin. In aller erster Linie dadurch, daß im Lenz meines Lebens mir nicht weniger als sieben Damen einen — Korb gegeben haben. Ich habe deshalb den größten Teil meines Lebens in einer Sorglosigkeit genießen dürfen, wie sie auch keinem einzigen meiner Freunde beschieden gewesen ist. Es wäre undankbar von mir, diesen weiblichen Wesen den unschätzbaren Dienst an mir vergessen zu dürfen. Sie sollen an dem, was ich hinterlasse, in dem gleichen Umfange teilnehmen wie mein treuer, hingebungsvoller Diener..."

Vorteile eines Schnurrbartes

In früheren Jahrzehnten galt es für besonders schön und modern, wenn Männer sich einen schwungvollen Schnurrbart wachsen ließen oder ihr Gesicht mit einem Vollbart umrahmten. Heute ist das ganz anders; Männer mit dem Spitzbart oder Henry-Quatre sind ein längst entschwundenes Bild, überall steht das glattrasierte Gesicht in großer Mode. Besonders der sogenannte englische Typ ist maßgebend und erfährt immer wieder neue Nachahmer. Warum wohl liebten es die Männer der alten Zeit, sich einen Bart wachsen zu lassen? Es ist nicht uninteressant, sich darüber zu orientieren. Das berühmte Witzblatt „Punch" erließ im Jahre 1865 eine Umfrage: Warum tragen sie einen Schnurrbart? Darauf liefen unzählige Antworten ein. Die meisten jungen Männer erklärten, sie trügen einen Schnurrbart, weil das gesund wäre, andere behaupteten wieder, sie wären für den Schnurrbart aus dem alleinigen Grunde, weil es den jungen Damen gefiele. 70 erklärten, sie hätten einen Schnurrbart, damit sie sich nicht rasieren brauchen, 32, damit sie nicht Schnupfen kriegen. Nur sechs Mann erzählten, daß sie ihre häßlichen Zähne unter ihrem Schnurrbart verbergen wollten, nur zehn glaubten, durch ihren Schnurrbart die Wirkung einer allzu großen Nase zu dämpfen. Aus der Fülle der unzähligen Erklärungen sei noch erwähnt, daß einige aus militärischen Gründen sich einen Schnurrbart wachsen ließen, weil sie im Heere waren oder ihm einmal angehörten. Einige wollten sich das Aussehen eines Künstlers geben.

Seit wann kennt man Vitamine?

Die Ansicht, die Kenntnis der Vitamine sei etwas ganz Neues, vielleicht gar eine moderne Richtung, ist weitverbreitet. Man hört oft: „Unsere Großeltern haben auch nichts von Vitaminen gewußt und sind doch gesund gewesen und alt geworden!" Das ist aber ein Irrtum. Denn bereits im Jahre 1798 erschien ein Buch des englischen Arztes Gilbert Blanc, das sehr interessante Aufschlüsse über seine Forschungen auf dem Gebiete der Minerale und Vitamine gibt. Jahrelange Beobachtungen brachten ihn darauf, daß der Keim der als „Scorbut" bekannten Krankheit vielleicht in der Ernährung zu suchen sei. In damaliger Zeit bestand die Ernährung speziell auf Schiffen zumeist aus Brot, Dörrfleisch und getrocknetem Gemüse und der gänzliche Mangel an frischer und roher Kost, deren Nährwert noch nicht durch den Kochprozeß geschwächt war, verursachte diese auszehrende Krankheit.

Auch ein holländischer Arzt schrieb bei seinen Forschungen über die Beri-Beri-Krankheit, die Ursachen dieses Leidens dem Fehlen gewisser frischer Nährstoffe zu. Ein englischer Gelehrter nannte dann später die lebenswichtigen Stoffe „Vitamine", das heißt „Lebensammoniake".

Diese lebenwichtigen Stoffe, deren Kenntnis uns erst die aus den Nöten des Krieges hervorgehendsten Forschungen lehrten, waren also bereits vor 140 Jahren bekannt.